

Vorwort zur ersten Auflage

Als ich Mitte der 1980er Jahre zum ersten Mal eine Vorlesung über die Entwicklung geschlechtstypischer Verhaltensunterschiede hielt, rief diese gemischte Reaktionen hervor: ein Teil der Studierenden war offenkundig fasziniert, bei anderen meldete sich heftiger Widerspruch, einzelne blieben sogar aus Protest weg. Woran lag das? Ich hatte das Geschlechterthema explizit in einen evolutionsbiologischen Bezugsrahmen gestellt und dem Auditorium zugemutet, sich mit der Möglichkeit anlagebedingter Verhaltensunterschiede auseinander zu setzen. Das erschien Einigen politisch nicht korrekt, schrieb es doch scheinbar die Diskriminierung von Frauen fort. Positive Reaktionen kamen dagegen von Studierenden, die verstanden hatten, dass es mir primär darum ging, sie an eine etwas differenziertere Sicht des Anlage-Umwelt-Verhältnisses heranzuführen und ihnen bezüglich der Biologie die Angst zu nehmen, die immer ein schlechter Ratgeber ist.

Ich habe die Vorlesung turnusmäßig bis heute immer wieder gehalten und die negativen Reaktionen haben deutlich abgenommen. Während man vor 15 Jahren bisweilen allen Mut zusammennehmen musste, um gewisse Aussagen mit Provokationspotential nicht um des lieben Friedens willen kurzerhand wegzulassen, gestaltet sich das Klima neuerdings zunehmend so, dass ich offene Türen einzurennen meine. Dass die Geschlechter von Natur aus verschieden sein könnten, wird heute mit einer gewissen Selbstverständlichkeit konzidert.

Was hat diesen Einstellungswandel wohl bewirkt? Mag sein, dass ich in den Jahren eine gewisse Routine entwickelt habe, die heiße Ware an den Mann oder die Frau zu bringen. Vielleicht spielen aber auch die Fortschritte der Genetik eine Rolle, von denen man fast täglich liest. Sie haben der Biologie eine Präsenz im öffentlichen Bewusstsein verschafft, die es nicht mehr erlaubt, sie im Stile vergangener Jahrzehnte zu verdrängen.

Möglicherweise hängt die gelassener Einstellung der Studierenden – und unter ihnen insbesondere der weiblichen – aber auch damit zusammen, dass Frauen ihre Situation weniger aussichtslos sehen und sich deshalb von biologischen Argumenten nicht mehr so sehr bedroht fühlen. Falls diese Annahme zutrifft, stellt sich die Frage, ob es überhaupt noch zeitgemäß ist, ein Buch wie das hier vorgelegte zu veröffentlichen. Sein Hauptanliegen geht ja dahin, eine differenzierte Diagnose der Faktoren zu liefern, die einer Diskriminierung von Frauen Vorschub leisten. Vielleicht ist das inzwischen gar nicht mehr erforderlich und die Situation hat sich bereits so weit zum Guten gewendet, dass man getrost das Weitere abwarten kann.

Analysiert man die gesellschaftliche Situation allerdings genauer, dann erscheint eine allzu große Euphorie nicht angebracht. Zwar fordern junge Frauen heute mit Selbstverständlichkeit ihr Anrecht auf eine berufliche Karriere ein und viele machen ihren Weg. Wie sieht das aber in der Praxis aus? Ich bin Mutter dreier Töchter. Mein Mann und ich haben sie nach Kräften ermutigt, anspruchsvolle Berufe zu ergreifen, und sie sind darin inzwischen auch sehr erfolgreich. Dafür schlagen sie sich jetzt aber mit dem Problem herum, wie sie die Familie und insbesondere den Kinderwunsch mit ihrer Tätigkeit vereinbaren können. Diese persönliche Erfahrung ist, wie ich fürchte, repräsentativ. In Deutschland, und nicht nur hier, geht die Geburtenziffer dramatisch zurück. Frauen verzichten zunehmend zugunsten der Berufstätigkeit auf Kinder, und viele erleben diese Wahl keineswegs als befriedigend. Jedenfalls gehört es für die meisten meiner Studentinnen auch heute noch zum Lebensplan, Beruf und Familie zu vereinigen. Ob ihnen das gelingen wird, ist eine offene Frage. Die

Karrieremuster, die ihnen unsere Gesellschaft anzubieten hat, wird so manche unter ihnen nötigen, auf das eine oder das andere zu verzichten, wenn nicht die Kinder die Zeche zahlen sollen.

Ich meine also, dass das Thema dieses Buches nicht an Aktualität eingebüßt hat. Es ging darum, alles zusammenzutragen, was man wissen sollte, wenn man eine gerechte Lösung für das Zusammenleben und die Selbstverwirklichung der Geschlechter sucht. Ob das lückenlos gelungen ist, bleibe dahingestellt, jedenfalls habe ich mich darum bemüht. Allerdings gebe ich unumwunden zu, dass mir die These, die beiden Geschlechter seien allein beim Menschen, wie sonst nirgends in der Natur, mit völlig gleichen Verhaltensdispositionen ausgestattet, von Anfang an nicht eben überzeugend schien. Ich habe mich dem Thema also in einer gewissen Erwartungshaltung genähert und kann nicht ausschließen, dass das Spuren hinterlassen hat. Allerdings kann ich guten Gewissens sagen, dass es nie meine Absicht war, irgendetwas zu „beweisen“.

Das Buch ist im Grundtenor entwicklungspsychologisch konzipiert; auf diesem Gebiet liegt mein eigener Kompetenzschwerpunkt. Man kann das Thema aber nicht ohne interdisziplinäre Brückenschläge behandeln; es waren also auch noch andere Forschungsperspektiven einzubeziehen, darunter namentlich die Evolutionsbiologie, die Anthropologie, die Primatologie, die Endokrinologie und die vergleichenden Kulturwissenschaften. Ohne regen Gedankenaustausch mit Spezialisten in den betreffenden Gebieten wäre das nicht möglich gewesen. Unter diesen sind vor allem Jane Goodall, Hans Kummer und August Anzenberger zu nennen. Ferner möchte ich mich bei meinen studentischen Mitarbeiterinnen Margot Kirkpatrick, Christa Seiler, Marianne Rahm, Laura Alagia Collenberg, Sybille Bechstein-Renner und Manuela Oesch bedanken, die durch Experimentalarbeiten und Literaturrecherchen einen Beitrag zu diesem Buch geleistet haben. Dankbar verbunden bin ich auch Lutz von Rosenstiel, der mir wiederholt die Möglichkeit gab, das Thema „Frau und Karriere“ mit Managern zu diskutieren, Rudolf Cohen, der einige zentrale Thesen sehr gründlich mit mir erörtert hat, und Irmgard Bock, die die Mühe auf sich genommen hat, das fertiggestellte Manuskript zu lesen und mir ein wertvolles Feedback zu geben.

Ein besonderes Wort dankbarer Erinnerung gebührt Ferdinand Merz. Mit seinem Buch: „Geschlechterunterschiede und ihre Entwicklung“ ist er mir in all den Jahren, in denen ich mich mit der Materie beschäftigte, Vorbild gewesen. Seine Weise, an die Frage heranzugehen, setzt genau die richtigen Akzente und berührt alle die Bereiche, die mir beachtenswert erscheinen. Sein leider nicht mehr aufgelegtes Werk ist heute, mehr als 20 Jahre nach seinem Erscheinen, noch genau so gültig wie damals, und vieles, was darin Vermutung bleiben musste, ist inzwischen empirisch bestätigt worden.

Auch unsere drei Töchter Karoline, Annette und Franziska seien noch einmal genannt. Sie haben nicht nur Anschauungsmaterial für viele Probleme geliefert, die in dem Buch behandelt werden, sondern waren mir auch wichtige Diskussionspartnerinnen. Vor allem aber haben sie mich immer wieder gedrängt weiterzumachen, wenn mir im Laufe der Jahre der Atem einmal kurz wurde. Dies gilt in besonderem Maße auch für meinen Ehemann Norbert, den ich, was die Unterstützung betrifft, die er mir zuteil werden ließ, eigentlich einen Feministen nennen möchte, auch wenn er das nicht gerne hört. Wenn mir anlässlich von Vorträgen zum Thema Geschlechtsunterschiede ein eisiger Wind entgegenwehte, war er zur Stelle und stärkte mir den Rücken. Insbesondere aber hat er inhaltlich Wesentliches zu dem Buch beigetragen. Schon Mitte der sechziger Jahre hat er zu dem damals unter Verhaltensforschern noch kaum aktuellen Thema ein interdisziplinäres Symposium in der Reimers-Stiftung organisiert, mit dem unser gemeinsames Interesse an diesem

Arbeitsgebiet seinen Anfang nahm. Seitdem hat sich eine gewisse Arbeitsteilung eingestellt, bei der er eher die evolutionsbiologische Perspektive eingebracht hat, während ich selbst mich vor allem als Entwicklungspsychologin verstehe. Insofern dokumentiert dieses Buch auch, dass zuweilen Forscherehen funktionieren können.

Abschließend möchte ich noch dem Kohlhammer-Verlag, insbesondere Herrn Dr. Poensgen, für die sehr angenehme Zusammenarbeit danken.

Bernried, im Mai 2001

Doris Bischof

Vorwort zur vierten Auflage

Jede Neuauflage ist ein Anlass, vormalige Aussagen zu überprüfen und empirisch zu vertiefen. Zuweilen gilt es, substantiellen Umbrüchen gerecht zu werden, öfter indessen wird man feststellen, dass sich nicht allzu viel geändert hat. Mein Eindruck geht auch diesmal eher in die letztgenannte Richtung. Die weibliche Benachteiligung besteht trotz einiger positiver Veränderungen noch immer, und man macht dafür nach wie vor in erster Linie gesellschaftliche Widerstände verantwortlich. Die Möglichkeit spezifisch gelagerter weiblicher Präferenzen, die sich Frauen nicht ohne Weiteres ausreden lassen, bleibt ein Thema von beträchtlichem Reizwert. Neu ist, dass das männliche Geschlecht in eine Art „Problemkonkurrenz“ zu den Mädchen tritt, man stößt immer häufiger auf das Thema „benachteiligte Jungen“.

Die Rückmeldungen zu dem Buch waren in der Mehrzahl erfreulich. Wie zu erwarten, blieb freilich auch gereizte Kritik nicht aus. Man rechnete nach, wie alt die zitierte Literatur ist, gerade so als würde jede neue Veröffentlichung automatisch zunichte machen, was fundierte empirische Forschung zuvor dokumentiert hat. Ich darf versichern, dass ich mich bezüglich des Forschungsstandes auf dem Laufenden halte und es unverzeihlich finden würde, aktuelle Befunde zu ignorieren, weil sie eigenen Thesen widersprechen. Aber beim modernen Veröffentlichungsbetrieb ist eine Auswahl unvermeidlich und sie sollte sich an der Substanz und nicht am Erscheinungsjahr orientieren.

Bei der Überarbeitung war es mein Anliegen, die Ausführungen in möglichst allen Bereichen auf den neuesten Wissensstand zu bringen. Dabei habe ich mich, wo immer sie zugänglich waren, auf Originaluntersuchungen konzentriert. Nicht alle in dem Buch angesprochenen Inhalte sind allerdings in der neueren Forschung vertreten, zuweilen wohl auch deshalb, weil man das Thema fälschlich für erledigt oder einfach für zu brisant hält. Wie in den vorigen Auflagen liegt auch in der vierten der Schwerpunkt der Diskussion auf motivationspsychologischen Befunden als Hauptquelle geschlechtstypischer Stärken und Schwachstellen insbesondere im Bereich des Selbstvertrauens und des Konkurrenzverhaltens. Bei den kognitiven Unterschieden beschränke ich mich hingegen auf das Wesentliche, da ich ihre Bedeutung für zweitrangig halte. Der derzeit zu beobachtende Boom der Neurowissenschaften fördert nahezu wöchentlich neue Erkenntnisse zu gehirnanatomischen und -physiologischen Geschlechtsunterschieden zu Tage; ich habe mich entschieden, darauf nur in den notwendigsten Fällen einzugehen und auf die Fachliteratur zu verweisen, weil eine erschöpfende Darstellung den Rahmen dieses Buches sprengen würde.

In der öffentlichen Rezeption bestehen noch immer erhebliche Unterschiede in der Bereitschaft, biologische Gesichtspunkte bei unserem Thema für relevant zu halten. Wo der biologische Ansatz, meist in kurzen Nebensätzen, als Erklärung geschlechtstypischen Verhaltens für ungeeignet erklärt wird, hat man allerdings selten den Eindruck, das Urteil in dem an Fallstricken reichen Problemfeld der Anlage-Umwelt-Interaktion beruhe auf profunder Fachkompetenz. Bezüglich der Ursachenfrage verharren viele nach wie vor auf der vereinfachenden Vorstellung eines Entweder-Oder, was es schwer macht, eine differenzierte Sicht des Sowohl-als-auch zu vermitteln, vor allem, wenn dies in kurzer Form geschehen soll – nicht umsonst umfasst das Buch 400 Seiten.

Bei der Sichtung populärwissenschaftlicher Veröffentlichungen bestätigt sich das Bild einer Polarisierung der Positionen. Einerseits besteht eine Tendenz, Geschlechtsunterschiede verschwinden zu lassen, indem man die Beweiskraft empirischer Befunde in Frage stellt oder ihre Bedeutung wegen geringfügiger Ausprägung herunterspielt. An mehreren Beispielen wird in dem Buch demonstriert, warum sich ein solches Vorgehen als kontraproduktiv erweisen kann – man muss die Geschlechtsunterschiede ernst nehmen, wenn man ihre negativen Auswirkungen in den Griff bekommen möchte.

Es zeichnet sich aber auch ein Trend ab, der genau in die andere Richtung geht. Angesichts einiger Veröffentlichungen könnte man geradezu von einem Biologie-Boom reden; aber auch er hinterlässt Unbehagen, weil er sich im Endeffekt negativ auf die Akzeptanz biologischer Argumentation auswirkt und das in einigen Fällen aus nachvollziehbaren Gründen. Manche Autoren bieten Biologie-Kritikern nämlich eine willkommene Angriffsfläche, indem sie biologische Komponenten einseitig überbetonen, etwa wenn sie Hormonen die beherrschende Rolle bei der Verursachung geschlechtstypischen Verhaltens zuweisen. Ohne Zweifel liegen neue spannende Befunde aus der Endokrinologie insbesondere zum Statusverhalten und zur Fürsorglichkeit beider Geschlechter vor, die natürlich in die Neuauflage Eingang gefunden haben. Nur scheint es mir unumgänglich, ihren relativen Stellenwert im Konzert aller möglichen Einflussfaktoren angemessen zu bestimmen. In Anbetracht der Komplexität menschlichen Verhaltens sollte man vorschnelle Generalisierung vermeiden, auch wenn einen die Begeisterung über einen Befund einmal „wegzutragen“ droht. Ob mir das immer gelungen ist, sei dahingestellt, zumindest habe ich mich darum bemüht.

Bleibt mir, den Mitarbeitern vom Kohlhammer-Verlag, insbesondere Frau Ulrike Döring, herzlich für gute Zusammenarbeit zu danken. Zu meiner Freude haben die Picasso-Erben erneut die Erlaubnis für das Titelbild gegeben. Picasso hat seine besonderen Vorstellungen vom Geschlechterverhältnis, wobei er in künstlerischer Freiheit da und dort doch, wie mir scheint, ein wenig übertreibt. So groß sind die Unterschiede letzten Endes auch wieder nicht!

Bernried, im Juli 2011

Doris Bischof